

Über die Anthropologie (das Menschenbild) im Rahmen einer naturalistischen Philosophie

Joachim Goetz (Nürnberg)

*Der Vortrag wurde 2005 vor Mitgliedern der „Gesellschaft für kritische Philosophie“ und
Gästen gehalten.*

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Freundinnen und Freunde

Die Namen bedeutender und weniger bedeutender, teilweise schon fast vergessener Philosophen und ihrer Werke füllen vielbändige Lexika und ganze Regale in den Bibliotheken. Der Staub, den ihre Gedanken heute noch aufwirbeln, entsteht häufig nur dann, wenn man ihre Bücher aufklappt oder zuschlägt.

Selbstverständlich haben viele Anhänger der Philosophie ihre Lieblingsphilosophen, genau so wie die Freunde der Schönen Literatur bestimmte Dichter und Schriftsteller besonders schätzen.

Und wer wollte abstreiten, dass ein guter Dichter immer auch mehr oder weniger ein Philosoph ist, zumindest von Philosophen beeinflusst. Siehe Thomas Mann und seine Vorliebe für Schopenhauer und Nietzsche.

Etwas schwieriger wird es schon, wenn man von einem Philosophen sagt – denken Sie etwa an die beiden zuletzt genannten Namen –, wenn man also von einem Philosophen sagt, er sei auch ein Dichter, wobei dann unterschwellig das Urteil mitschwingen mag, eigentlich ist ja Nietzsche mehr Dichter als Philosoph, bei Heidegger und seinem Jünger Jean Paul Sartre mag es ähnlich sein und so fort.

Der kritische Rationalist Hans Albert – kürzlich haben wir ihn zum Ehrenpräsidenten unserer Gesellschaft für kritische Philosophie gewählt – kennzeichnete zum Beispiel die sprachliche Entwicklung Heideggers als einen Übergang, der vom philosophischen Denken über die Begriffsdichtung zur Wortmusik führt.

Der naturalistische Philosoph Bernulf Kanitscheider (Mitherausgeber von AuK), übernimmt diese Äußerung von Hans Albert und meint dann wörtlich: „Dabei gibt es gegen Begriffsdichtung und Wortmusik grundsätzlich nichts einzuwenden, solange sie sich als solche bekennen und deshalb auch in die entsprechende Literaturgattung eingeordnet werden.“ (Im Innern... S.3)

Kanitscheider beklagt dann in seinem Buch „Im Innern der Natur“ die verschwommene, nebelige Ausdrucksweise vieler Philosophen und zitiert dazu den Altmeister des kritischen Rationalismus, Karl Popper, mit dem Ausspruch: „Das Reden in verwickelter Weise, (...) das ist die Erbsünde der deutschen Philosophie.“ (Im Innern... S.4).

Auf welche Basis soll man sich heute stützen, wenn es um die deutsche, wohl auch um die französische Philosophie so schlecht bestellt ist? Die angloamerikanische Philosophie möchte ich in diesem Zusammenhang bewusst nicht nennen. Denn die meisten Engländer und Amerikaner waren und sind Empiriker, lieben eine klare, anschauliche Ausdrucksweise und sind, selbst wenn es um existenzielle Fragen geht, dem Humor nicht abgeneigt.

Basis für eine moderne, aussagekräftige Philosophie können nur die Naturwissenschaften sein. Was haben sie über die Welt und vor allem über den Menschen zu sagen? Und welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die naturalistische Philosophie?

Worum es geht, hat der schlesische Priester, Mystiker und Barockdichter, wenn Sie wollen, auch Philosoph, Angelus Silesius (Johannes Scheffler) vor mehr als 300 Jahren, allerdings von einer ganz anderen Warte, aber trotzdem sehr treffend und sogar in Reimen gesagt:

Ich bin, ich weiß nicht wer.

Ich komme, ich weiß nicht woher.

Ich gehe, ich weiß nicht wohin.

Mich wundert, dass ich so fröhlich bin.

(„Der Cherubinische Wandersmann“ von A.S. 1629-1677)

Ich komme, ich weiß nicht woher.

Als Charles Darwin 1871 sein Buch „die Abstammung des Menschen“ veröffentlichte, war der große Skandal da. Nämlich die Aussage, dass wir Menschen mit den Affen eng verwandt, dass wir Primaten sind.

Wilhelm Busch hat die Empörung seiner Zeitgenossen damals auf seine ironisch – witzige Art in ein paar Versen dargestellt:

Sie stritten sich beim Wein herum,
Was das nun wieder wäre;
Das mit dem Darwin wär gar zu dumm
Und wider die menschliche Ehre.

Sie tranken manchen Humpen aus,
Sie stolperten aus den Türen,
Sie grunzten vernehmlich und kamen zu Haus
gekrochen auf allen vieren.

Auch heute gibt es noch Empörung oder zumindest Einspruch, wenn man, in Anlehnung an einen sehr bekannten Filmtitel, unsere Erde als einen „Planet der Affen“ bezeichnet, den Homo sapiens mit eingeschlossen. Die meisten Zeitgenossen sind anscheinend immer noch überzeugt, dass der Mensch etwas ganz Anderes als die Tiere sei.

Was den Körperbau und die Gene anbelangt, kann heute nicht mehr ernsthaft bezweifelt werden, dass wir Primaten sind. Gilt dies auch für unser Gehirn und unser Verhalten?

Haben unsere Vorfahren im Verlauf der „Menschwerdung“ während der vergangenen drei bis vier Millionen Jahre nicht einen gewaltigen Sprung gemacht, der uns trotz aller anatomischen und genetischen Ähnlichkeit grundsätzlich von

den anderen Menschenaffen trennt? Tragen wir das Äffische immer noch mit uns herum oder haben wir dieses biologische Erbe abgeworfen?

Eine Reihe von Philosophen und Sozialwissenschaftlern ist der Meinung, dass der Mensch sich von seiner tierischen Vergangenheit befreit hat. Denn er hat eine ganz besondere Kultur und Zivilisation entwickelt, im Gegensatz zu den nichtmenschlichen Tieren.

Werfen wir einen Blick auf einige Verhaltensweisen von Primaten, um zur Klärung dieser Fragen zu gelangen.

Dabei geht es vor allem um das Aggressions-, Dominanz- und Sexualverhalten.

Aggression in Form von Streit ist bei Affen alltäglich. Dabei sind die Männchen auf Grund des Sexualhormons Testosteron wesentlich aggressiver als die Weibchen. Meist geht es dabei um Nahrungsmittel oder bei den Affenmännern um die Eroberung einer fortpflanzungsfähigen Frau. Es gibt, wie Konrad Lorenz irrtümlich annahm, keine Schonung. Es geht rau und brutal zu. Und wenn der eine sich wesentlich stärker fühlt, langt er zu bis zu schweren Verletzungen und auch zur Tötung des Gegners, was bei vielen Affen häufig vorkommt. Der Kampf zwischen Verwandten ist ebenfalls häufig, auch die Aggression von Eltern gegen die Kinder.

Ebenso war man der Meinung, nur wir Menschen würden Krieg führen. Die Schimpansenforscherin Jane Goodall war auch dieser Ansicht, bis sie freilebende Schimpansen bei regelrechten Kriegszügen beobachtete. Dabei ging es den zahlenmäßig überlegenen Aggressoren um die absichtliche Verletzung und Tötung ihrer Artgenossen. Sie wollten ihren Lebensraum erweitern und geschlechtsreife Affendamen erobern.

Was die Dominanz anbelangt, beherrschen die Affenmänner den weiblichen Teil der Horde. Sie sind meistens größer, kräftiger und besser bewaffnet. Wenn es hier nicht ständig blutige Konflikte gibt, liegt es daran, dass die Schwächeren sich zunächst einmal in ihre Rolle fügen. Sie entwickeln aber durchaus Strate-

gien. Sie erstehlen sich zum Beispiel Kopulationen, während das Alpha-Männchen sich mit seinen wirklich ernsthaften Rivalen beschäftigt.

Viel zu sagen wäre zum menschlichen Sexualverhalten, verglichen mit den anderer Primaten.

Jedenfalls kommt es in Schimpansenhorden zur Haremsbildung unter der Herrschaft des mächtigsten Affen, der sich aber gegen die nachdrängenden Konkurrenten nicht sehr lange halten kann.

Wie sieht es beim Menschen aus? George Peter Murdock hat nur bei 16 Prozent der von ihm untersuchten Gesellschaften die Monogamie vorgefunden. Auch hier wird dem Mann im Gegensatz zur Frau außerehelicher Sexualkontakt zugestanden. Die Seitensprünge von Frauen sind aber trotzdem ziemlich hoch.

Unsere moderne westliche Gesellschaft ist durch das geprägt, was man „serielle Monogamie“ nennt. Die Menschen leben mehr oder weniger monogam in einer Ehe oder eheähnlichen Beziehung, lassen sich scheiden bzw. trennen sich, gehen erneut eine mehr oder weniger monogame Beziehung ein usw.

Aus allem bisher wenn auch nur kurz Angedeuteten geht hervor, dass es ohne Zweifel eine Kontinuität des Verhaltens zwischen Schimpansen und uns Menschen gibt.

Natürlich sind die Unterschiede sehr wichtig.

Wir sind nämlich die einzigen Primaten, die im strengen Sinn des Wortes Sprachen und Kulturen entwickelt haben, was es bei den anderen Tieren bzw. Primaten nur in Ansätzen gibt; nämlich Kommunikation durch Laute und Gebärdensprache. Auch primitive Formen der Benutzung von Werkzeugen (eine bestimmte Affenhorde weiß, wie man mit einfachen Werkzeugen umgeht und gibt dieses Wissen an ihre Nachkommen weiter, eine andere in entsprechender Entfernung lebende weiß es nicht).

Soweit also zu der Frage, die ich aus systematischen Gründen vorgezogen und kurz angeschnitten habe.

Daraus ergibt sich automatisch die erste Frage oder Feststellung des Angelus Silesius:

Ich bin, ich weiß nicht wer.

Während wir in groben Zügen sagen können, woher wir kommen – sicherlich haben die Wissenschaftler hier noch viel an Detailforschung zu leisten – wird es bei der Frage, wer der Mensch ist, wirklich schwierig.

Ich versuche nun, in Kürze und deshalb stark vereinfacht den Stand der modernen Hirnforschung zu der Frage: „Wer ist der Mensch?“ zu skizzieren.

Ich beginne mit der sehr populären Theorie des amerikanischen Hirnforschers Paul MacLean von den drei Hirnen im menschlichen Gehirn. Er stellt sie in dem 1990 erschienenen Buch „The Triune Brain in Evolution“ (Das dreieinige Gehirn in der Evolution) nochmals zusammenfassend dar. Der Holländer Piet Vroon gab seiner Auseinandersetzung mit den Vorstellungen MacLeans den bezeichnenden Buchtitel. „Drei Hirne im Kopf – warum wir nicht können, wie wir wollen“ (1993). Ich habe übrigens im Oktober 1995 dieses Buch in unserer Runde vorgestellt.

Die Darstellung der MacLeanschen Theorie ermöglicht es mir auch, einige Grundbegriffe der Hirnforschung einzuführen und auf dem Hintergrund seiner Irrtümer die jüngsten Fortschritte der Neurobiologie zu kennzeichnen.

Das erste der drei Gehirne ist nach McLean ein sehr altes Reptiliengehirn, das ziemlich unscharf als Stammhirn bezeichnet werden kann. Es beherbergt die lebenserhaltenden, vegetativen Funktionen, ferner die „niederen Instinkte“ und Affekte (starke Erregung unter Ausschaltung sonst bestehender Hemmungen).

Das zweite ist ein frühes Säugergehirn als Sitz der Emotionen, nach McLean das sog. limbische System (limbus = Saum, Rand). Es legt sich wie ein Saum zwischen Hirnstamm und Großhirnrinde und auf den Begriff des limbischen, besser gesagt (wie wir gleich sehen werden) des emotionalen Systems, muss ich im Folgenden immer wieder zurückgreifen.

Das dritte Gehirn habe ich gerade schon erwähnt. Es ist das entwickelte Säugerhirn mit dem Cortex (cortex = Rinde, Schale) als Sitz von Vernunft, Verstand und Logik.

Die Kernaussage des MacLeanschen Konzepts lautet, es gäbe zwischen dem limbischen System und dem Cortex nur wenige Verbindungen und dies würde dann erklären, weshalb es uns so schwer fällt, unsere Affekte und Gefühle rational zu kontrollieren. Beispiel des Menschen beim Psychiater, bzw. auf der Couch des Analytikers (neben dem Menschen liegen ein Krokodil und ein Pferd).

Die Vorstellung MacLeans von drei weitgehend unabhängig voneinander arbeitenden Gehirnen wurde widerlegt. Ebenso die Vorstellung, dass diese Gehirnteile in einer stammesgeschichtlichen Abfolge entstanden sind. Alle Wirbeltiere besitzen neben dem Hirnstamm auch ein in den Grundzügen gleichartiges limbisches System und ein dem Cortex der Säugetiere in etwa entsprechendes Gehirnareal.

Die Verbindungen zwischen dem vegetativen, dem limbisch-emotionalen System und dem Cortex des Menschen sind sehr eng. Hier irrte McLean. Obwohl eine grundlegende Einsicht von ihm weiter ihre Bedeutung behielt, wie Joseph LeDoux in seinem Buch „The emotional Brain“ (1996) betont. Die richtige Einsicht McLeans war nämlich, dass die Evolution des Gehirns ein Schlüssel zum Verständnis der Emotionen ist. Er sah Emotionen als Gehirnfunktionen, die das Überleben der Individuen und der Arten (species) gewährleisten sollen.

Der Begriff des limbischen Systems als festumrissener Sitz der Emotionen hat allerdings ausgedient. LeDoux schreibt am Ende des Kapitels, in dem er sich mit den Irrtümern McLeans auseinandersetzt, wörtlich: „As a result, there may not be one emotional system in the brain but many.“ (Das Ergebnis ist, es gibt nicht ein emotionales System im Gehirn sondern viele.) Schon aus seinem Buchtitel wird diese neue Einstellung deutlich: „The emotional Brain“, also das emotionale Gehirn.

LeDoux und mit ihm viele andere Forscher begannen detailliert das limbische – oder sagen wir besser gleich – das emotionale System der Ratte zu erforschen. Auch die Buchtitel Antonio Damasio sind bezeichnend für die neue Sicht der Emotionen in der jüngsten Gehirnforschung.

Das erste Buch Damasio (1994) trägt den Titel „Descartes‘ Error. Emotion, Reason and the Human Brain“, also „Descartes Irrtum. Fühlen, Denken, und das menschliche Gehirn.“ Bekanntlich hat ja Descartes den weltberühmten Satz geprägt: „Ich denke, also bin ich.“

Das zweite Buch ist – schon vom Titel her erkennbar – eine Fortsetzung des ersten: „The Feeling of What Happens. Body and Emotion in the Making of Consciousness“. Die deutsche Übersetzung oder sagen wir besser Übertragung des Titels lautet – in deutlichem Gegensatz zu Descartes – „Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins.“

Antonio Damasio, seine Frau Hanna und ihre Mitarbeiter haben sich ebenfalls auf Störungen des emotionalen Systems, besonders Verletzungen des vorderen Stirnlappens (präfrontaler Cortex besser als die Bezeichnung Neocortex) und der Amygdala bei menschlichen Patienten konzentriert.

(Amygdala = Mandelkern, nimmt die zentrale Rolle bei der Entstehung und Steuerung von Emotionen ein, neben dem Thalamus und seinen einzelnen Bestandteilen, etwa Hypothalamus, zuständig für vegetative Funktionen, aber auch für lebens- und überlebenswichtiges Verhalten wie Flucht, Abwehr, Fortpflanzung und Nahrungsaufnahme).

Sie haben das große Verdienst, die Aufmerksamkeit auf die gravierenden Auswirkungen dieser Läsionen gelenkt zu haben.

Es zeigte sich nämlich, dass mit dem Verlust dieser Zentren die Patienten nicht nur gefühllos wurden. Sie verhielten sich auch sich selbst und ihrer Umwelt gegenüber unvernünftig. Sie setzten sich Gefahren bedenkenlos aus, gingen hohe Risiken ein, betrogen sich rücksichtslos und waren unfähig, aus den Konsequenzen des eigenen Verhaltens zu lernen. Wenn man sich mit diesen Patienten un-

terhielt, waren sie häufig in der Lage, mit vernünftigen Worten ihr Fehlverhalten zu beschreiben, sie handelten aber nicht nach ihren Erkenntnissen. Diesen Menschen fehlte also nicht die Einsicht, sondern die Fähigkeit, die Einsicht in die Tat umzusetzen.

Da haben also seit mehr als zwei Jahrtausenden bis zum heutigen Tag Philosophen von ihren Mitmenschen gefordert, die Vernunft walten zu lassen und die Gefühle zu unterdrücken. Aber bei den gerade genannten Patienten führte das Fehlen von Gefühlen ironischer Weise zu unvernünftigem Verhalten.

Generell kann man sagen, dass die Wirkungen von unten nach oben stärker sind als umgekehrt. Jeder, der ein bisschen Erfahrung mit sich selbst und seinen Mitmenschen hat, weiß, dass Gefühle eher den Verstand beherrschen als der Verstand die Gefühle. Das ist normaler Weise auch gut so, denn unsere konditionierten Gefühle sind ja nichts anderes als konzentrierte Lebenserfahrung. Menschen, die scheinbar rein verstandesmäßig und unemotional reagieren, sind psychisch kranke Menschen. Ohne Gefühle und Motive, die uns antreiben, sind wir rein passiv, auch wenn unser Verstand großartig arbeitet.

Betrachten wir das Zusammenspiel zwischen Verstand und Gefühlen, also vereinfacht gesprochen, zwischen Großhirnrinde und dem emotionalen System etwas näher.

Wobei ich mich im Folgenden auf einen Vortrag stütze, den ich von dem Neurobiologen und Neurophilosophen Gerhard Roth am 03.07. 2003 in der Universität Konstanz gehört habe. Er selbst lehnt den Begriff „limbisches System“ aus schon genannten Gründen ab und spricht, wie gerade erwähnt, vom limbisch-emotionalen System

Zunächst, etwas vereinfachend-spaßhaft gesagt, unsere Großhirnrinde denkt nicht gerne, weil damit ein hoher Energieverbrauch verbunden ist, d.h. es ist sehr viel Glukose und Sauerstoff erforderlich. Beispiel: Jemand erlernt das Autofahren. Da gilt es, viele Entscheidungen zu treffen, viele wichtigen Vorgänge müssen durchdacht und umgesetzt werden. So bald wie möglich schiebt der Cor-

tex deshalb die grundsätzlich durchdachten und eingeübten Handlungen ins emotionale System ab. Wenn wir routinierte Autofahrer sind, brauchen wir nicht mehr viel zu denken, vor allem auf bekannten Strecken. Das emotionale System fährt mit uns, und wir können allerlei andere Probleme zumindest Andenken, Musik, Nachrichten oder einen Vortrag im Autoradio hören usw.

Weiterhin: Wenn wir uns in einer ungewohnten, Situation befinden, ein schwieriges Problem lösen müssen, arbeitet der Cortex natürlich angestrengt, schlägt eine oder mehrere Lösungsmöglichkeiten vor, und dann entscheidet er. D.h. wir nehmen fälschlicher Weise an, dass unsere Vernunft entscheidet. In der Realität werden die Vorschläge dem emotionalen System übergeben. Dieses prüft auf Grund unserer bisherigen Erfahrungen und den damit verbundenen Gefühlen und entscheidet sich dann für einen der Vorschläge oder beschließt ein ganz anderes Vorgehen. Während wir glauben, eine Verstandesentscheidung zu treffen, hat unser weithin im Unbewussten wurzelndes emotionales System bereits gehandelt.

Damit sind wir bei einem anderen wichtigen Punkt angelangt. Für die christlichen Philosophen und die Theologen bis zum heutigen Tag ist natürlich die menschliche Willensfreiheit unerlässlich, weil das Böse in der Welt nicht vom allgütigen Gott, sondern zu seiner Entlastung von seinen Geschöpfen kommen muss.

Inwieweit die Sozial- und Geisteswissenschaften von den Denknormen des sog. „christlichen Abendlandes“ heute noch geprägt sind, sei in diesem Zusammenhang dahingestellt. Jedenfalls stützen sie das in unserer Gesellschaft noch weitgehend gültige Bild des Menschen, der ein vernunftgeleitetes, bewusst und frei entscheidendes Individuum ist. Ein Individuum, das in dem Umfang, in dem es bewusst und frei handelt, für sein Tun verantwortlich ist. Der Mensch hat sich von seinem tierischen Erbe weitgehend befreit. Er ist hauptsächlich das, was Erziehung und Gesellschaft aus ihm machen.

Die neuen Erkenntnisse der Neuro- und Kognitionswissenschaften weisen aber deutlich in die Richtung eines anderen, neuen Menschenbildes.

Zunächst gilt, was ich schon eingangs erwähnte: Es gibt keinen qualitativen evolutionen Sprung zwischen dem Verhalten des Menschen und dem seiner nächsten Verwandten, den Schimpansen und – weiter gefasst – dem Verhalten der anderen Primaten und Säugetiere. In unserem Individual- und Gruppenverhalten (Partnerwahl, Sexualität, Dominanz- und Konfliktverhalten) ähneln wir stark den anderen Großaffen bzw. weichen von diesen ab, wie diese untereinander abweichen. Besonders hinsichtlich der Arbeit des emotionalen Systems sind wir typische Säugetiere. Nur der Besitz einer syntaktischen Sprache unterscheidet den Menschen von allen anderen Tieren.

Weiterhin: Es ist nicht zutreffend, dass sich diejenigen Teile des menschlichen Gehirns, die mit Denken und Planhandlungen zu tun haben (der präfrontale Cortex), besonders stark entwickelt hätten. Vielmehr scheint die intellektuelle Überlegenheit des Menschen das Ergebnis einer ungerichteten, allerdings starken Hirnvergrößerung im Laufe der Menschwerdung zu sein, die zu einer zwangsläufigen Vergrößerung der Großhirnrinde einschließlich der Zahl der Neurone und Synapsen und der mit ihr zusammenhängenden subcorticalen Zentren führte. Vor allem wichtig ist die stark verlängerte Reifepériode des Gehirns, die den Menschen in seinem ersten Lebensabschnitt besonders prägnant macht.

Vernunft und Verstand sind eingebettet in die affektive und emotionale Natur des Menschen. Gerhard Roth spricht in diesem Zusammenhang „von Inseln“ im weitverzweigten emotionalen System. Die weitgehend unbewusst arbeitenden Zentren des emotionalen Systems bilden sich nicht nur viel früher aus als die bewusst arbeitenden corticalen Zentren, sondern sie geben auch den Rahmen vor, innerhalb dessen diese arbeiten. Das emotionale System bewertet alles, was wir tun, nach gut oder lustvoll und damit erstrebenswert bzw. nach schlecht, schmerzhaft oder nachteilig und damit zu vermeiden, und speichert die Ergebnisse dieser Bewertung im emotionalen Erfahrungsgedächtnis ab. Bewusstsein

und Einsicht können nur mit „Zustimmung“ des emotionalen Systems in Handeln umgesetzt werden. Allerdings gibt es auch Wechselwirkungen im Sinne der Einwirkung der Vernunft und des Verstandes auf das emotionale System, die wiederum vorher vom emotionalen System angestoßen wurden.

Zu betonen ist außerdem: Persönlichkeit und Charakter des Menschen und damit die Grundstrukturen des Verhältnisses zu sich selbst und zu seiner Umwelt werden sehr früh festgelegt. Genetisch oder bereits vorgeburtlich bedingte Charakterzüge machen knapp die Hälfte unserer Persönlichkeit aus. Hinzu kommen Merkmale, die durch prägungsartige Vorgänge kurz nach der Geburt bzw. in den ersten drei bis fünf Jahren bestimmt werden; besonders wichtig scheint dabei die Interaktion mit den Bezugspersonen (Mutter, Vater) zu sein. In späterer Jugend und im Erwachsenenalter ist der Mensch in seinen Persönlichkeitsmerkmalen nur noch wenig veränderbar, es sei denn, er hat starke positive oder negative emotionale Erlebnisse.

Aus all dem ergibt sich, dass unser bewusstes Ich nur begrenzte Einsicht in die eigentlichen Antriebe unseres Verhaltens hat. Die unbewussten Vorgänge in unserem Gehirn wirken stärker auf die bewussten ein als umgekehrt. Das bewusste Ich steht jedoch unter einem Erklärungs- und Rechtfertigungszwang. Dies führt zu den typischen Pseudoerklärungen eigenen Verhaltens, die aber gesellschaftlich akzeptiert werden.

LeDoux bringt in seinem Buch ein einfaches, für den Außenstehenden verhältnismäßig leicht zu durchschauendes Beispiel von dem Vater, der seine Kinder anschreit oder sogar schlägt. (Der Vater ist überzeugt, dass er seine Kinder „erzieht“, während er nur den Stress des vergangenen Tages an ihnen abreagiert, eventuell Verdruss mit seinem Chef, den er weder beschimpfen noch züchtigen darf.)

Das bewusste Ich ist nicht in der Lage, über Einsicht oder Willensentschluss seine emotionalen Verhaltensstrukturen zu ändern; dies kann nur über emotional „bewegende“ Interaktionen geschehen.

Schließlich ist die subjektiv empfundene Freiheit des Wünschens, Planens und Wollens sowie des aktuellen Willensaktes eine Illusion. Der Mensch *fühlt* sich frei, wenn er tun kann, was er zuvor wollte. Unsere bewussten Wünsche, Absichten und unser Wille stehen aber unter Kontrolle des unbewussten Erfahrungsgedächtnisses, wobei in komplexen Entscheidungssituationen der bewussten Analyse dessen, was „Sache ist“, eine große Bedeutung zukommt. Was aber letztendlich getan wird, entscheidet das emotionale System. Das Gefühl des freien Willensaktes entsteht, nachdem emotionale Strukturen und Funktionen bereits festgelegt haben, was zu tun ist. Wille und das Gefühl der subjektiven Willensfreiheit dienen der Stabilisierung des Ich, ohne die eine komplexe Handlungsplanung nicht möglich ist.

Um den roten Faden nicht zu verlieren: Angelus Silesius hatte so begonnen:

Ich bin, ich weiß nicht wer.

Ich komme, ich weiß nicht woher.

Ich habe versucht, diese uralten Menschenfragen aus der Sicht der modernen Naturwissenschaften in sehr verkürzter Form aufzuzeigen, um deutlich zu machen, wo naturalistische Philosophie ansetzen muss.

Angelus Silesius formuliert weiter:

Ich gehe, ich weiß nicht wohin.

Er formuliert also eigentlich ketzerisch, wie schon vorher; denn ein Christ hat doch eine Antwort auf alle diese Feststellungen: Wer bin ich? Ein Kind Gottes! Woher komme ich? Aus der allmächtigen Schöpferhand Gottes!

Und jetzt noch: Wohin gehe ich? Natürlich zurück in die liebende Schöpferhand Gottes! Vor der Hölle möge mich die Erlösungstat des Sohnes bewahren!

Und wie kann Silesius sich, wenn nötig, aus seiner Ketzerfalle befreien? Er kann sagen: das weiß ich alles nicht, aber ich glaube es. Denn Gott ist größer als meine Vernunft.

Wir brauchen heute vor dem Scheiterhaufen keine Angst mehr zu haben und können mit dem Blick auf die Naturwissenschaften fragen:

Wohin gehen wir? Ist mit unserem Tod unser Ich und damit unsere Individualität endgültig ausgelöscht?

Marie Luise Kaschnitz, eine Schriftstellerin des 20. Jahrhunderts, hat in wenigen Versen umrissen, warum viele Menschen auch heute noch sich von dem Glauben an die Unsterblichkeit nicht trennen können:

Die Mutigen wissen
Dass sie nicht auferstehen
Dass kein Fleisch um sie wächst
Am jüngsten Morgen
Dass sie nichts mehr erinnern
Niemandem wieder begegnen
Dass nichts ihrer wartet
Keine Seligkeit
Keine Folter
Ich
Bin nicht mutig

Kürzlich las ich in einer Todesanzeige in den NN einen Vers von Michelangelo (1475-1564). Der große Künstler gibt vor 500 Jahren eine überraschend aufgeklärte, moderne Auffassung von seinem Tod wieder:

Ich bin nicht tot,
ich wechsele nur die Räume.
Ich lebe in Euch weiter
und geh durch Eure Träume.

Kehren wir zurück zu den Naturwissenschaften!

Ein Zeitgenosse Michelangelos, nämlich der Astronom Nikolaus Kopernikus (1473 – 1543) machte als erster die Astronomie zur Vorreiterin unter den Wissenschaften, die den Anthropozentrismus untergruben, letztlich also die durch

die Religionen unseres Kulturkreises vertretene Vorstellung, dass der Mensch Zielpunkt und Krone der Schöpfung sei.

Die unermesslichen Dimensionen des Kosmos, die riesigen Zeiträume der kosmischen und biologischen Evolution. All das kam nach und nach zum Vorschein. All das waren sichere Anzeichen dafür, dass der Mensch eine unerhebliche und bedeutungslose Erscheinungsform naturgesetzlicher Entwicklung ist. Dass der Mensch nach kurzem Auftritt die kosmische Bühne wieder verlassen wird.

Zunächst muss man sich ganz konkret die astrophysikalische Durchgangssituation alles Lebens auf der Erde klar zu machen.

Als Beispiel dafür, dass Bedingungen für Leben kommen und gehen können, kann man die Marsoberfläche sehen. Gerade der Mars ist ja durch seine derzeitige Nähe zu unserer Erde und die jüngsten Aktivitäten der Raumfahrt wieder stark in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Durch die den Mars umkreisenden Raumsonden hat man schon vor einiger Zeit auf unserem Nachbarplaneten gewaltige Trockentäler entdeckt. Das ausgetrocknete Flussbett Kasei Valis muss vor 3 Milliarden Jahren tausendmal mehr Wasser als der Amazonas geführt haben. Der Mars besaß also vermutlich eine ausgeprägte Atmosphäre, die durch eine Klimakatastrophe verschwand. In den ersten zwei Milliarden Jahren seiner Existenz hat der Mars vielleicht einfache Lebensformen beherbergt; heute sind sie spurlos oder doch nicht ganz spurlos verschwunden?

Die Amerikaner haben mit einer Marssonde bereits Hinweise auf niederes organisches Leben gefunden. Eine kürzlich gestartete Rakete mit dem Ziel des roten Planeten soll genauere Aufschlüsse bringen.

Spurlos im kosmischen Geschehen wieder unterzugehen, dies scheint eine der größten Zumutungen für die Menschen zu sein, die sie einfach nicht wahrhaben wollen.

Lange Zeit haben sich Philosophen gegen die reduktionistischen Tendenzen der Naturwissenschaften gewehrt und viele Versuche entwickelt, den menschlichen

Geist und seine Emotionen aus dem Naturzusammenhang herauszuhalten. Sie konstruierten dualistische Ontologien, also Seinslehren, wodurch Gefühle und geistige Aktivitäten, nicht auf einen physischen Träger, also unseren Körper, angewiesen sind. Heute verstärkt sich der Eindruck, dass alle diese Ontologien, die historische Aufgabe hatten, den Menschen mindestens in einigen Teilfunktionen von dem Kontext Natur zu trennen, metaphysische Illusionen darstellen, die einem dringenden Sinnverlangen entsprachen, aber unter dem Druck der wissenschaftlichen Fakten nicht zu halten sind.“

Wenden wir uns kurz dem Bereich der Psychobiologie zu, welche die geheimsten und intimsten Regungen unseres Gefühlslebens erforscht.

Zunächst sei einem Missverständnis vorgebeugt: kausale Erklärungen von Gefühlen sollen keineswegs diese seelischen Zustände leugnen oder wegerklären. Es geht nur um eine andere Entschlüsselung.

Blicken wir noch einmal auf das emotionale System, das ich vorhin als den eigentlichen Entscheidungsträger im Gehirn dargestellt habe. Wie schon erwähnt, entstehen hier die Gefühle und zwar als Reaktionen auf verschiedene Nervenreize. Vom emotionalen System führen Nervenbahnen zu dem Stirnlappen der Großhirnrinde, wo Gefühle wahrgenommen, sprachlich geformt und gedeutet werden.

Diese beiden Regionen beeinflussen den Hypothalamus, dieser sendet dann Signale aus, welche die zu den Gefühlen passenden körperlichen Reaktionen auslösen. Nachweisbare Teile des emotionalen Systems sind offenbar der Ort bestimmter Gefühle, wie ich schon vorher kurz erwähnte: Das Septum (in enger Nachbarschaft zu Amygdala und Thalamus gelegen) hat mit Freude zu tun, der Mandelkern, die Amygdala, wiederum mit Wut und Angst, der Thalamus mit Schmerz.

Das euphorische Hochgefühl der Verliebtheit bei zwei Menschen hängt von den natürlichen Opiaten des Gehirns ab, den Endorphinen. Soziohormone wie z.B.

die Pheromone steuern die Zuneigung der Partner, ohne dass es den Betroffenen in irgendeiner Form bewusst wird.

Die Wissenschaftler sprechen hier von der „chemischen unsichtbaren Hand, vom „Paradoxon der Selbstregulierung des Gehirns“. Gerade, weil der Erzeugungsprozess von mentalen Phänomenen im Verborgenen erfolgt, sind wir so überrascht, sehr viele Menschen aber auch gekränkt und verstört durch die neurochemische Deutung ihrer Gefühle.

Das dualistische Leib-Seele-Schema ist für viele Zeitgenossen einfach unentbehrlich. Der Mensch, der im Innern der Natur eingewurzelt ist, möchte sich nur zu gern außerhalb des Naturzusammenhangs stellen. Aber die Wissenschaft nimmt sich nach und nach aller Bereiche an, in denen sich noch etwas Außernatürliches versteckt halten könnte.

Jedenfalls ist bis jetzt keine Geistesfunktion gefunden worden, die frei von physiko-chemischen Einflüssen wäre. Ganz deutlich wird dies durch die medizinischen Befunde bei schweren Gehirnverletzungen und bei Altersdemenz. Für führende Neurologen ist es selbstverständlich, dass der menschliche Geist Stück für Stück sterben kann.

Die Wissenschaft deckt also immer stärker die Zugehörigkeit des Menschen zur Welt auf. Und es bleibt nicht aus, dass die Wissenschaft mit den abendländischen Religionen in Konflikt gerät.

Die Naturwissenschaftler betrachten die Besonderheiten des Menschen schrittweise aus immer weiterer Ferne wie mit umgedrehten Fernrohren. Die Besonderheiten des Menschen verschwinden aus dieser Perspektive zwar nicht, aber sie erhalten etwas Zufälliges.

Die Wissenschaft kehrt dabei eine Entwicklung um, die vermutlich begann, als der Mensch seine begrenzte Lebenszeit erkannte. Die Tatsache des unausweichlichen Todes und die Erkenntnis, dass unsere kurze Anwesenheit in der Welt nur minimale Spuren hinterlässt, hat das Bedürfnis nach Kompensation geweckt.

Die Menschen wollten und wollen sich nicht mit dem geringen Wert ihrer Existenz abfinden. Deshalb wurden religiöse und metaphysische Sinnmodelle entworfen, um der Herausforderung eines sinnleeren Universums zu begegnen. Propheten, Philosophen, auch Wissenschaftler bemühen sich einen objektiven Sinn zu finden, aber immer wieder unter Überschreitung des empirisch kontrollierbaren Wissens.

Natürlich schwindet der Placebo-Effekt der Religionen, je mehr die entsprechenden Mechanismen durchschaut werden. Aber immer noch zeigt die Menschheit, auch im 21. Jahrhundert ein gespaltenes, schizophrenes Verhalten. Das Zeitalter größten naturwissenschaftlichen Fortschritts, die Erforschung des Universums mit dem Hubble-Teleskop und gleichzeitig eine Epoche, in der esoterische und religiöse Literatur ein Maximum an Käufern findet.

Die Gründe dafür sind nachvollziehbar. Der wissenschaftliche Naturalismus kann die illusionär – sinnstiftende Rolle der Religionen nicht übernehmen. Er ist es ja gerade, der die biologischen Quellen der religiösen Emotionen aufgedeckt hat. Und damit zerstört er natürlich das Geheimnis der Wirkungen von religiöser Überzeugung.

Der naturalistische Humanismus kann keine Versprechungen abgeben über persönliche Unsterblichkeit. Er kann auch auf keinen objektiven metaphysischen Sinn hinweisen, der im Kosmos waltet, der letztlich zur Entstehung des Menschen als der Krone der Schöpfung, dem Gipfelpunkt des Universums hinführt. Er kann nur einen kleinen irdischen Sinn stiften, zeitlich begrenzte Orientierungen für uns endliche Wesen.

Können wir nach all den Erkenntnissen, die wir über die Frage nach dem „Wohin“ gewonnen haben, noch fröhlich sein, wie Angelus Silesius wahrscheinlich aus seinem Glauben an die Auferstehung heraus meint?

Ein Teil unserer Zeitgenossen schöpft immerhin noch Sinnggebung aus dem Glauben. Eine Emnid-Umfrage für den Spiegel (Nr.21 vom 24.5.99 S.222) „Was bleibt von Jesus Christus?“ hatte folgendes Ergebnis. Gott ja: 50% der Be-

fragten; Gott nein: 23%; weiß nicht: 27%. Leben nach dem Tod: ja: 47%; nein: 51%.

Gerade die Beantwortung der zweiten Frage zeigt, dass eine naturalistische Philosophie eine Antwort auf die Sinnfrage geben muss.

Der naturalistische Philosoph Bernulf Kanitscheider (Inhaber des neu errichteten Lehrstuhls für Philosophie der Naturwissenschaft in Gießen und Mitherausgeber unserer Zeitschrift „Aufklärung und Kritik“ – ich habe ihn in diesem Vortrag schon mehrfach genannt und zitiert) tritt in seiner Schrift „Auf der Suche nach dem Sinn“ gegen die scheinbare Konsequenz an, dass sich das Leben unter naturalistischer Perspektive nicht lohnt.

Er erinnert an Bertrand Russell, der uns ermahnt, uns nicht von der Langzeitperspektive entmutigen zu lassen, sondern für unser Leben besser den Kurzzzeitblickwinkel zu benutzen.

Dann zitiert er den römischen Dichter Horaz (65-8 vor u.Z.) mit einem berühmten Vers aus seinen Oden (I, 11,8): „Dum loquimur fugerit invida aetas: carpe diem quam minimum credula postero“, da wir noch sprechen ist schon entflohen die neidische Zeit, greif diesen Tag, nimmer traue dem nächsten.

Kanitscheider meint, man dürfe dieses vielzitierte Wort von Horaz nicht missverstehen. Natürlich darf man es nicht so auffassen, dass man jede Lebensplanung aufgibt und nur noch in den Tag hineinlebt. Aber man soll die Möglichkeiten der Freude, die das Leben bietet, nicht ungenutzt lassen. Die Gegenwart ist unser, die Zukunft ist unsicher. (Unwillkürlich fällt uns dabei die ebenso berühmte Aufforderung Goethes ein: „Den Augenblick ergreife, der ist dein!“)

Kanitscheider geht dann noch etwas näher auf zwei Spielarten des Hedonismus ein. Unter Hedonismus versteht man in der Philosophie die Betonung der Freude an einer erfüllten Gegenwart. Das griechische Wort „hädonä“ hat ein breites Bedeutungsspektrum von Freude, Vergnügen, Genuss bis hin zur Sinnenlust.

Die eine Spielart vertritt Aristippos von Kyrene (435-350). Für ihn ist Lebensideal und reichste Glücksquelle die physische Freude. Er spricht sich dafür aus,

die Lust der Sinne im Leben zu maximieren. Seine Einstellung ist lebenspraktisch. Grundsätzliche Konfliktsituationen versucht er zu umgehen.

Einen erweiterten, wenn man so will vergeistigten Hedonismus vertritt Epikuros aus Athen (342-271). Auch er lehnt die Sinnengenüsse nicht ab. Er spricht aber auch von der „beseligenden Stimmung bei der Erforschung der himmlischen Erscheinungen“. Die Kenntnis der Naturzusammenhänge soll Angst und Schrecken vor undurchschaubaren Phänomenen beseitigen. Ziel eines glücklichen Lebens ist ungestörte Seelenruhe. Diese erlangt man allerdings auch durch ein gerechtes, tugendhaftes Leben. Von der metaphysischen Vorstellung, dass der Tod die einzige wichtige Sache im Leben sei, solle man sich befreien.

Kanitscheider räumt dann selbst ein, dass der heidnische Weg des Hedonismus für die meisten Menschen nach 2000 Jahren Christentum schwer nachzuvollziehen ist. Zu lange hat man ihnen erzählt, dass unser Leben von einer außerirdischen Instanz seine Sinnggebung erfährt. Der kleine, irdische Sinn, den man sich selbst, so gut wie möglich, und auch in der Auseinandersetzung mit vielen Enttäuschungen schaffen muss, ist ihnen zu wenig.

Deshalb ist es eine willkommene Ergänzung, wenn es um die Suche nach dem Sinn geht, einen weiteren zeitgenössischen Philosophen, Ethiker und Anhänger einer naturalistischen Weltansicht zu hören.

Ich meine den Philosophen und Bioethiker Peter Singer, der an der amerikanischen Universität Princeton lehrt und ebenfalls Mitherausgeber unserer Zeitschrift „Aufklärung und Kritik“ ist. Singer geht bei seinen Vorschlägen für eine neue, naturalistisch orientierte Ethik von dem soziobiologischen Hintergrund unserer Spezies aus: Wir sind Hordenwesen jeder einzelne ist zum Überleben auf andere in der Horde angewiesen, seit Millionen von Jahren darauf durch die Evolution programmiert. Deshalb erleben wir es als sinnvoll und befriedigend, für andere Mitglieder unserer Spezies etwas zu tun.

Singer wurde um eine kurze Stellungnahme gebeten, was er von Religion und dem Sinn des Lebens halte. (Ausführlicher stellt er diese Gedanken in seinem Buch: „Wie sollen wir leben? – Ethik in einer egoistischen Zeit dar)

Zunächst äußert er sich zu seinem Verhältnis zur Religion. Er meint, dass religiöse Menschen in Sachen der Religion letztlich sehr leichtgläubig seien.

Dann geht er ausdrücklich auf die Sinnfrage ein. Ich bringe die wesentlichen Passagen:

Wenn unsere Existenz das Ergebnis blinder Evolutionskräfte ist, zwingt uns das dazu, unser Leben letztlich als sinnlos anzusehen? Die Antwort ist sowohl „ja“ als auch „nein“. Wenn Menschen nach dem Sinn des Lebens fragen, suchen sie oft nach einer umfassenden Sinngebung für das ganze menschliche Dasein in bezug auf irgendeinen Plan oder eine Absicht, die höher ist als unsere eigene. Da es aber einen solchen Plan oder eine solche Absicht nicht gibt, kann unser Leben offensichtlich einen Sinn dieser Art nicht haben.

Es ist aber ein Fehler zu meinen, dass darum unser Leben bedeutungslos sei oder, schlimmer noch, von da zu einer Art Nihilismus zu kommen, der sagt, dass es „auf nichts ankomme“. Im Gegenteil.... Um es ganz einfach auszudrücken: Es gibt Milliarden von lebenden und fühlenden Wesen. Für jedes von ihnen kann das Leben gut oder schlecht verlaufen. Sie können gezwungen sein, elende Qualen zu erleiden, oder sie können ein Leben führen, das angenehm, sogar voller Freude ist. Infolgedessen kann unser Leben zumindest diesen Sinn haben: Wir könnten die Welt ein klein wenig besser hinterlassen, als sie gewesen wäre, wenn wir nie existiert hätten. Wir können dies erreichen, indem wir die Schmerzen und Leiden der Geschöpfe in dieser Welt verringern; oder umgekehrt, indem wir ihnen zu mehr Glück und Freude verhelfen... .

Singer erzählt dann von einem seiner engsten Freunde und Kollegen, Henry Spira, einem Amerikaner, der sich ein Leben lang für die Rechte der Afro-Amerikaner im amerikanischen Süden eingesetzt hat, für Arbeiter, die von korrupten Gewerkschaftsbossen ausgebeutet werden, für Laborratten, die zu Tode

vergiftet werden, um Lebensmittelfarben zu testen, und Hühner, die in Legebatterien gehalten werden, nur um des Profits der Farmer willen.

Spira beurteilt den Wert dessen, was Menschen tun, danach, in welchem Ausmaß sie zu der Reduzierung der Welt von Schmerz und Leiden beigetragen haben. Als er kürzlich in einem Interview gefragt wurde, was er als Grabinschrift haben wollte, antwortete er mit typischem New Yorker Humor: „Er schob die Erdnuss ein wenig vorwärts.“ Mit anderen Worten, Spira wird sein Leben für lebenswert halten, wenn gesagt werden kann, dass er die Dinge ein klein wenig in die richtige Richtung bewegt hat.

Peter Singer fährt fort: Wir können alle die Erdnuss vorwärts schieben, und wenn es auch nur ein wenig ist. Wir alle können uns und unsere Bemühungen mit der langen Tradition von Menschenfreunden in Einklang bringen, die versucht haben, die Welt ein bisschen besser zu machen. Sobald wir dies einmal verstanden haben, brauchen wir uns keine Gedanken mehr über einen Mangel an Sinn in unserem Leben zu machen – auch werden wir kaum noch Zeit haben, darüber nachzudenken. Da ist einfach zu viel zu tun.

Menschen, die gelangweilt sind, die unter einem Gefühl der Sinnlosigkeit leiden, die meinen, sie seien bedeutungslos, sind oft die Gefangenen selbstbezogener Wünsche. Diejenigen, denen Sinn und Ziel im Leben zu fehlen scheint, sollten das begreifen. Sie werden dann ein merkwürdiges Paradox (einen scheinbaren Widerspruch) entdecken, über das sich schon viele Schriftsteller geäußert haben: Je mehr man für andere da ist, umso befriedigender wird das eigene Leben.